Sie spielten die ganze Nacht hindurch unter dem unheimlichen Zeichen dieses seltsam späten Gewitters. Sie spielten den folgenden Tag, die folgende Nacht, im Banne gehalten von ihrer Furcht und den tückisch lauernden Augen des Hampitt. Die Müllersfrau schritt wie ein Schatten durchs Haus. Ein entsetzliches Angstgefühl schnürte ihr die Kehle zusammen. Auf den heisern Zuruf ihres Mannes hin stellte sie Speise und Trank auf den Tisch, setzte sich mit gerungenen Händen in die Ecke und versuchte, ihre Gedanken zu einem Gebet um Erbarmen zu ordnen. Da saß sie auch im Morgengrauen des dritten Tages, als geräuschlos die Tür aufging und eine hohe hagere Gestalt in schwarzem Mantel und Federhut hereinschritt. Auf der Bank an der Wand ließ er sich nieder, neben den Spielern. Die schielten aus fahlen, angstverzerrten Gesichtern nach dem Fremden und spielten weiter. Krampfhaft hielten die zitternden Hände die Karten. Da war es der Frau, als schließe sich eine eiserne Faust um ihr Herz. Ihr Auge, an der Gestalt des unheimlichen Gastes entlanggleitend, war unter dem Tisch am Pferdefuß haften geblieben. Der Teufel! Er war gekommen, sein Opfer zu holen. Die Müllerin wankte hinaus, lief wie gehetzt zum Pfarrer, dem hochwürdigen Herrn Brackel, der damals in Hüttersdorf amtierte. Er lebt noch heute im Volksmund als ein heiligmäßiger Mann, dem man Wunderkraft zuschrieb. Die Frau umklammerte seine Hände, schrie ihre Qual aus dem wehen Herzen heraus, stammelte schluchzend in abgerissenen Worten von den Vorgängen in der Mühle und bat um Hilfe. Der greise Priester, selber entsetzt, suchte sie zu beruhigen und zu trösten. Ging dann zur Kirche und verweilte einige Minuten vor dem Tabernakel in heißem Gebet. „Bleibet hier und betet, sagte er ernst zur Frau, die zusammengesunken kniete. Und schritt dann voll Zuversicht durch die lange Hüttersdorfer Straße nach Buprich hinaus zur Mühle. Dort saßen die Spieler, mit stierem Blick, leichenblaß. Der Fremde schweigend, den Federhut tief im Gesicht. Die drei spielten noch immer mechanisch, geistesabwesend. „Ich mache mit", sagte der Pfarrer, „Hampitt, eure Karten!" Dem Herrn mit den Pferdefüßen wards unbehaglich. Es schien, als wollte er mit seinen giftgrünen Höllenaugen den Gegner im schwarzen Kleid versengen. Der legte nach einem Spiel die Karten hin, schritt ruhig zur Tür und wandte sich um. Und dann klang es in die unheimliche Stille; kraftvoll und feierlich: „In nomine Patris et Filii et Spritus sanktus. Apage, Satanas!" Der Pfarrer ging, und als sein Fuß über die Türschwelle schritt, vernahm er ein Wutgebrüll, so voll Wildheit und enttäuschter Rachgier, wie es nur ein Teufel hervorbringen kann. Dann ein donnerndes Getöse, daß die Erde bebte und das Haus hin und her schwankte. Als der Priester später in die Stube trat, da prallte er zurück. Giftige Schwefeldämpfe erfüllten den Raum, die Spieler lagen bewußtlos am Boden. Unter dem Tisch aber gähnte ein Abgrund, aus dem gelbe Schwaden emporstiegen. Nach langem Bemühen wurden die Ohnmächtigen ins Leben zurückgerufen. Aber es war kein Leben mehr, sondern nur ein schnelles Dahinsiechen. Die fürchterliche Stunde hatte ihren Geist verwirrt und der Höllenqualm ihre Lungen zerfressen. Das Geschlecht des Müllers starb aus. In weitem Bogen gingen die Leute um die Mühle herum, die bald in Trümmern lag. Kein Kind spielte auf dem Platz, kein müder Wanderer rastete auf den Steinen. Niemand hätte es gewagt, ein Haus zu bauen auf dem verrufenen Grund. Wer an der Klause, so hieß die Stelle im Volksmund, vorbeiging, sah scheu zur Seite und bekreuzte sich, „Denn von da aus gehts gerade in die Hölle", sagte das alte Mütterchen, das mir die Sage erzählt hat. „Aber die neue Welt fürchtet sich nicht mehr vor dem Teufel", setzte sie kopfschüttelnd hinzu und zeigte mit der Hand nach der Klause hinüber, wo jetzt eine neue Schreinerei steht.

Aus alten Saarlouiser Akten.

S. W. 1848 Nr. 41 (4. April).

Petition der Stadt Saarlouis an die hohe Ständeversammlung zu Berlin.

Hohe Ständeversammlung!

Mitten im Sturme einer Zeit, wie sie die Geschichte kaum aufzuweisen hat, erschüttert ganz Europa der Ruf und das Ringen nach zeitgemäßen Reformen. In dem Augenblick, wo die hohe Ständeversammlung zusammentritt, fühlt sich die Stadt Saarlouis gedrungen, mit den übrigen Schwesterstädten ihre Stimme zu erheben und durch das gesetzliche Organ ihres Gemeinderats die Wünsche und Erwartungen der Bevölkerung darzulegen.

Als erste Grundlage der Beförderung alles geistigen und materiellen Wohles des großen deutschen Vaterlandes betrachten wir dessen Einigkeit, das freudige und aufrichtige Zusammenwirken seiner Fürsten und Völker nach einem gemeinsamen Ziel: Ausbildung seiner gesamten Kräfte, behufs allseitiger Beförderung seines Wohnes nach Innen und seiner Achtung gebietenden Stellung nach Außen. Es kann nicht länger verkannt werden, daß an die Stelle der bisherigen Zustände ein verjüngtes, in seinen politischen Formen umgeschaffenes Deutschland treten muß.

Möge dahe rdie hohe Ständeversammlung sich von der Itee durchdringen lassen, daß in Gemeinschaft mit allen übrigen Stämmen die Errichtung eines deutschen Parlamentes, wobei die Volksvertretung eine Wahrheit wird, nicht länger umgangen werden könne.

Möge daher die hohe Ständeversammlung sich von der Gliedern gelten. Unsere politische Verfassung ist weit entfernt von dem, was sie sein müßte. Es würde höchst unnötig sein, dies noch jetzt durch Deduktionen beweisen zu wollen. Wir sprechen es mit der überwiegenden Mehrzahl des Deutschen, des Preußischen Volkes aus, daß wir Anhänger folgender Grundsätze sind, und bitten die hohe Ständeversammlung, solche mit allem ihr zu Gebote stehenden Nachdruck verwirklichen zu helfen.

1) Umgestaltung der Preußischen Verfassung in einer Weise, daß das ganze Volk wahrhaft vertreten sei, mit weitester Grundlage für die aktive und passive Wahlfähigkeit, entscheidender Stimme bei der Gesetzgebung und dem Staatshaushalte, Verantwortlichkeit der Minister der Nation gegenüber.

2) Unbedingte Preßfreiheit ohne Präventionmaßregeln und Verweisung der Preßvergehen an Geschworenengerichte.

3) Vollständige Unabhängigheit des Richteramtes, Abschaffung aller exzeptionellen Gerichtsstände in Strafsachen.

4) Vollkommene Religions-, Kultus- und Gewissensfreiheit; gleiche politische und bürgerliche Berechtigung für alle Konfessionen.

5) Erleichterung der Staatslasten und ein Besteuerungssystem, das den Kräften und dem Vermögen jedes Staatsbürgers angemessener ist als das bisherige; namentlich: Abschaffung der Mahl- und Schlachtsteuer.

6) Allmähliche Verminderung des stehenden Heeres, Volksbewaffnung mit freier Wahl der Führer und zu dem Ende Heranbildung der Jugend in einer Weise, daß die militärische Ausbildung mit der übrigen Hand in Hand gehe.

7) Organisation der Arbeit und möglichste Fürsorge für die arbeitende Klasse durch Einsetzung einer eignen Behörde, die sich ausschließlich mit dieser für das Wohl des Staates so wichtigen Angelegenheit zu beschäftigen hat.

8) Beeidigung des bestehenden Heeres auf die Verfassung.

9) Ein freisinniges Gesetz in Betreff der Kommunalverfassungen ohne unnötige Bevormundung seitens der Staatsbehörden.

11) Feststellung der Zivilliste, Vereinfachung der Beamtenhierarchie und Abschaffung aller Sinecuren.

Wir glauben zwar nicht, daß der hohe Landtag in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung berufen sein werde, diese sämtlichen Reformen verwirklichen zu helfen; wir halten es aber demungeachtet für angemessen, hier unsere Wünsche auszusprechen, damit dieselben durch die hohe Ständeversammlung vor den Thron gebracht werden und derselbe über die wahren Gesinnungen des Volkes immer mehr Aufklärung erhalte. Möge die Krone wie die hohe Ständeversammlung doch beherzigen, daß es an der Zeit sei, dem Volke die weitesten und freisinnigsten Zugeständnisse zu machen! Unerfüllt bleibende Wünsche und Erwartungen können die Gährung der Gemüter nicht beschwichtigen und nur dem Throne wie dem Lande verderblich werden. Das Volk hat mit seinem Blute Güter erkauft, die es keineswegs gesonnen ist, wieder aufzugeben. Es kann sich nur mehr davon handeln, sie gesetzlich zu regeln.

Saarlouis, den 28. März 1848.

Der Gemeinderat der Stadt Saarlouis.

*

Bürgerwehr.

S. W. 1848 Nr. 49.

Saarlouis, 21. April. Es wäre eine Schwäche, in heutiger Zeit nicht auszusprechen, daß die Aufrechterhaltung der Ordnung und Ruhe im Innern des Landes durch militärische Gewalt von jeher das Gefühl der Bürger gekränkt hat, indem dadurch die bis dahin herrschende polizeiliche Bevormundung zu sehr in die Augen trat.

Jetzt, da die alten Schranken gefallen sind, und die Bürger ihre Rechte vollkommen zu begreifen angefangen haben, sind sie auf ihr Interesse auch insofern bedacht, daß sie Sorge tragen, die Handhabung der Ordnung unter sich selbst wahrzunehmen. Es liegt wohl am Tage und braucht nicht durch Beispiele dokumentiert zu werden, daß sich Tumultuanten aus dem Volke viel lieber und viel leichter von allgemein geachteten Volksmännern zurechtweisen und besänftigen lassen, als durch eine militärische Gewalt, welche durch Drohung, durch Waffengebrauch tiefe Erbitterung erzeugen kann, und nur gar zu leicht ein Blutvergießen zur Folge hat.

Verhehlen wollen wir uns aber auch nicht, daß der Dienst in einer organisierten Bürgergarde mit manchen Unbequemlichkeiten verknüpft ist: doch darf dieser Grund gewiß in den Augen tatkräftiger Bürger keinen Wert haben, und wenn er leider dennoch einige Männer schon zurückgeschreckt hat, wie man sich aus der ersten Bürgerversammlung entsinnen wird, so sind wir doch überzeugt, daß diese einzelnen Beispiele keine anderen nach sich ziehen werden.

Ferner hat man auch mehrfach gefürchtet, daß die Einrichtung einer Bürgergarde teils von den städtischen Behörden, teils von der Kommandantur nicht gebilligt werde. Doch halten wir diese Gerüchte für übereilt. Denn, was das erste betrifft, so fragen wir, welchen Vorteil sollten die Vertreter der Bürger davon haben, den Interessen der Bürger selbst entgegenzutreten? Und was das zweite angeht, so hat der Herr Kommandant in dem kurzen Zeitraum, den er in unserer Mitte verlebt, so unverkennbare Beweise seines Wohlwollens und seiner Zuneigung zur hiesigen Bevölkerung abgelegt, daß nicht zu vermuten steht, er werde dem billigen Wunsche derselben seine Genehmigung versagen. Doch hören wir weiter! Abgesehen von dem oben angegebenen wichtigen Grunde zur Aufrechterhaltung der inneren Ruhe, bietet auch noch der Besitz einer Bürgergarde, insbesondere in unserer Stadt, andere reelle Vorteile dar. Denken wir uns die Festung belagert..., denken wir uns.. all den... entsetzlichen Jammer, den eine Belagerung nach sich zieht, dann, Mitbürger, gilt es zu zeigen, daß ein kräftiges Einschreiten unerschrockener Bürgergarden manches Unglück, manchen Unfall, manche Unordnung zu verhindern vermag, dann gilt es zu zeigen, daß der Bürger, der für seine Familie, für seine Interessen zu sorgen hat, doppelt so viel leisten wird als andere fremde Männer, die weder Haus noch Herd, weder Weib noch Kind zu beschirmen haben, und aus dem Kommando der Vorgesetzten unmöglich diese Tatkraft schöpfen können.

Aus all diesen, wie wir meinen, triftigen Gründen laßt uns daher, Mitbürger, mutig zur Organisation einer geregelten Bürgergarde schreiten, und betrachten wir dieses zeitgemäße Institut keineswegs als Spielerei, sondern als ein solches, dessen Ernst sich in unserer drohenden Zeit früher oder später bewähren wird und muß.

Inserat: Das Comitee der zu organisierenden Bürgergarde bringt zur Kenntnis, daß in jeder Section der Stadt Listen offen liegen (Section A b. Nik. Meguin, Sect. B. b. Hch. Lauer, Sect. C b. Hch. Koch, Sect. D. b. Victor Schlink), worin alle mit uns einverstandenen ordnungliebenden Bürger freundlichst ihren Namen einzuzeichnen gebeten werden.

Diese Bürgergarde soll den Zweck haben, nicht allein die bereits eingeführten Schutzwachen in einer geregelteren Weise zu versehen, sondern auch bei einer allenfallsigen Belagerung, wenn alles Militär auf den Wällen etc. in Anspruch genommen ist, die nötigen Posten in der Stadt zu besetzen, innere Ordnung aufrechtzuerhalten, bei Feuersgefahr hülfreiche Hand zu leisten, und im Falle die Festung beschossen würde, womöglich Unglück abzuwenden. Da das Edle und unbedingt Nötige unseres Zweckes hiermit ausgedrückt ist, so schmeicheln wir uns mit der frohen Hoffnung, die Listen bald mit ehrenwerten Namen ausgefüllt zu sehen.

Als der Großvater die Großmutter nahm.

(Schluß.)

Hochzeit.

Als nach dem Kaffee die Musikanten erscheinen, ist das erste Faß leer. „Bier her, Bier her!" gröhlen einige beschwipste Burschen und fallen rührselig den Schnurranten um den Hals. „Sachte, sachte", wehrt der kleine Hornsepp und hält den Schwankenden abwehrend sein Baßhorn entgegen. Da es an Sitzgelegenheit mangelt, wird eine alte Schuhbank neben den heißen Küchenherd gezogen. Die drei Musikanten setzen sich drauf, nehmen, bis ein neues Faß angeschlagen ist, einen kräftigen Schluck aus der Schnapsflasche, kauen mit vollen Backen auf einer Schinkenschnitte, reiben die fettigen Finger an den Hosenseiten ab und beginnen zu spielen.

Das erste Stück ist ein alter Soldatenmarsch. Die „Gedienten" stampfen ihn mit, die „Ungedienten" pfeifen falsch dazwischen — die Mädchen wiegen sich tanzhungrig in den Hüften.

Der Kleine hat in seiner engen Ecke die vorübergehende Ehmbäuerin erwischt und versucht mit ihr einen Schottisch. Zuerst geht es gut, aber plötzlich stößt die dicke Tänzerin an das leere Bierfaß. Es fällt vom Stuhl und die beiden liegen mit strampelnden Beinen auf dem schmutzigen Boden. — Ungeheuer ist das Lachen. — Der Kleine hat mit seinem Fuß ein großes Loch in seine Schürze getreten und der Ehmbäuerin sind die Jackennähte geplatzt. Scheltend und keuchend schwitzt sie die Speichertreppe hinauf und läßt sich von der Mariann eine andere Jacke geben.

Um 5 Uhr ordnet sich die Hochzeit zum Dorfzug. Die Buben hängen ihre Mädchen in den Arm und die Bauern zerren ihre Ehehälften in die Reihe. Mit einem falschen Ton setzen die Schnurranten ein. Unter Revolverknallen und Gesang windet sich die Hochzeit durch das Dorf und verschwindet wie eine schillernde Schlange in dem kleinen Tanzsaal des Großwirts. Hei, ist das ein Hoppeln und Springen, Schlürfen und Schleifen. „Die Schnurranten blasen sich die Lippen wund und die Augen springen ihnen beinahe aus dem Kopf. Aber die Gäste verlangen immer noch mehr. Der Vorsteher strampelt mit seinen Kohlenkastenfüßen der Braut ein Loch in den Schleier — es schadet nichts. Die Haarnadeln fliegen nach allen Richtungen, den Buben hängen die Strümpfe auf den Schuhen, den Bauern quietscht der Schweiß aus den Rohrstiefeln — niemand merkt es. Biergläser stürzen um, Stühle krachen zusammen, Pärchen purzeln in den Saal, werden auf die Finger getreten — und das Tanzen geht weiter. Bis in den Tod würden sie tanzen, wenn der Brautvater nicht um die 10. Nachtstunde an das Abendessen erinnerte.

Mit ausgebreiteten Armen treibt er die Hochzeiter auf die Straße. Lallend, pfeifend, gröhlend und schwitzend wälzt sich der Zug zurück zur Mühle. Die Musikanten machen die reinste Katzenmusik. Sie haben den Hornsepp verloren. Mit einem Klüngel Buben klebt er beim Großwirt, gröhlt mit kleinen Augen ins Glas und ist trotz der besten Worte nicht zum Aufbruch zu bewegen. Erst nachdem seine Alte mit dem Besenstiel zum offenen Fenster hereinfuchtelt, bekommt er wieder Leben und strauchelt unter ihren keifenden Scheltworten nach Hause.

Mehr aus Gewohnheit als aus Hunger wird das Nachtessen in der Mühle verzehrt. Der Schweiß ist nicht mehr zu bändigen und der Mühlbach ist dauernd mit sich abkühlenden Gästen besetzt. Um 11 Uhr drückt sich der als Besenbinder verkleidete Schäfer zu dem Brautpaar hindurch. Nach einem uralten Vortrag über die Heiligkeit und den Zweck der Ehe, wird er mit Fleisch, Bier und Kuchen bis zum Platzen gefüllt